"Beileid zwischen Höflichkeit und Anteilnahme"

Vortrag von
Arnold Mettnitzer

im Rahmen des 13. Hospizsymposiums
am 12.03.2016 im Vereinshaus Horn,
Robert Hamerling Straße 9, 3580 Horn

SCHLUSSSTÜCK

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

Rainer Maria Rilke, Die Gedichte, Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 2006, Seite 357

Wenn *„Beileid“* der Versuch sein soll, mit einer stimmigen stillen Geste Anteil zu nehmen und dieser *„Frucht, um die sich alles dreht“* gerecht zu werden, dann darf es im Ritus des Abschieds eine zentrale Rolle beanspruchen. Wohl nirgends sonst sind wir so sensibel und berührbar wie in solchen Momenten. Darum mag es Konventionen geben, die den ersten Schritt erleichtern. Dann aber muss in ihnen jene Achtsamkeit spürbar werden, die hinter möglichst wenigen Worten und stummen Gesten nicht nur „Beileid“, sondern auch „Beistand“ zum Ausdruck bringt. Jede Beziehung ist einmalig. Jeder Abschied ist es auch! Gerade deshalb genügen Konvention und Höflichkeit nicht. Der Vortrag denkt über Wege nach, der Sprachlosigkeit, die der

Tod verordnet, gerecht zu werden. In Momenten des Abschieds gibt es nichts zu sagen außer, dass Menschen im Blick auf den Einen, der von ihnen gegangen ist, füreinander da sein wollen. Dasein füreinander, gerade dann, wenn die Nähe des Anderen verschwunden zu sein scheint, gehört zu den stimmigsten Paradoxien des Lebens.

Wie also einen Vortrag mit einem solchen Anspruch beginnen? Vielleicht mit einem Hinweis darauf, dass Erfahrungen von Sterben und Tod wie früher so auch jetzt als Lebensschule gelten könnten?

Das wäre dann ein Plädoyer dafür, dass Tod, Krankheit, Älterwerden, die einschneidenden und entscheidenden Wenden des Lebens aus dem Alltag nicht mehr ausgeblendet und in Sonderbereiche verlegt werden dürften. Ein Hinweis auch darauf, dass unsere Sozialästhetik es durchaus auch, vielleicht sogar gut vertragen könnte, mit seelisch und körperlich leidenden, zu guter Letzt mit sterbenden Menschen konfrontiert zu werden. Und dass uns daraus die Anteilnahme an der Trauer anderer Menschen „besser“ gelingen könnte, also tiefer und herzlicher wäre und weiter weg von bloßer Konvention und Höflichkeit. Denn je mehr ein Mensch das Leiden und Sterben anderer Menschen an sich heranlässt, es nicht nur registriert und daran teilnimmt, desto weniger muss er sich die Fiktion eines leidensfreien und unsterblichen Menschen

aufrechterhalten. Und umso mehr könnte diesem Menschen der Tod als ein Teil des Lebens bewusstwerden und Zeit seines Lebens bewusst bleiben. Im Blick auf das Sterben der Großeltern und Eltern, anderer Verwandter, zur Familie und zum Freundeskreis Gehöriger könnten ihm solche Erfahrungen als eine irgendwie entfernte Vorbereitung auf den eigenen Tod erscheinen. Das Sterben im Kreis der Familie, Krankenbesuche, Verabschiedung und die religiösen Bräuche um Kranke und Sterbende würden ihm solcherart nicht nur zur Sterbe-, sondern auch zur Lebensschule. Dann aber dachte ich mir, dass ein solcher Zugang vielen von Ihnen als zu moralisierend erscheinen könnte …

Nicht weniger moralisierend freilich fühlt sich der zweite Versuch an, meinen Vortrag mit Georges T. Roos, dem führenden Zukunftsforscher der Schweiz zu beginnen.
Seit 1997 analysiert er die treibenden Kräfte des gesellschaftlichen Wandels. Als geschulter Philosoph lässt er sich dabei weder von Hypes noch von apokalyptischen Bildern verführen, sondern versucht aufzuzeigen, wie der menschliche Unternehmensgeist immer wieder - auch was unser soziales Miteinander betrifft - Fortschrittssprünge hervorbringen kann.
Im Blick auf den Tod spricht er allerdings wenig ermutigend von der Angst, dass durch diesen „unser Fest der Unsterblichkeit auf Zeit“ gehörig durcheinandergebracht wird.

Damit diese Störung nicht stattfindet, versuchen die Zeitgenossen, wenn es denn irgendwie möglich wäre, durch Abwehr, Verdrängung und Maskierung sich den Tod vom Leib zu halten. Dabei findet man sich schnell in bester Gesellschaft:

Schon EPIKUR (+ 270 v. Chr.) rät seinen Schülern, sich um den Tod nicht zu kümmern, weil er sie schlicht nichts anginge. In seiner Schrift *„Von der Überwindung der Angst“* heißt es:

„Ferner gewöhne dich an die Auffassung, dass der Tod uns nichts angeht. Denn alles Gute und Schlechte beruht auf der Wahrnehmung. Der Tod aber ist Verlust der Wahrnehmung. Deshalb macht die richtige Erkenntnis davon, dass uns der Tod nichts angeht, die Sterblichkeit des Lebens genussreich, indem sie nicht eine unbegrenzte Zeit hinzufügt, sondern uns die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit wegnimmt. Denn im Leben gibt es nichts Furchtbares für den, der in rechter Weise begriffen hat, dass es im Nichtleben nichts Furchtbares gibt. Daher ist der töricht, der erklärt, er fürchte den Tod nicht, weil er Qualen bereiten wird, wenn er da ist, sondern weil er jetzt Qualen bereitet, da er einst kommen wird. Denn was uns, wenn es da ist, nicht belästigt, das kann, wenn es bloß erwartet wird, nur eingebildete Qualen bereiten. Das Schauerlichste aller Übel also, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht mehr da. Er geht also weder die Lebenden an noch die Verstorbenen: denn die einen geht er nichts an, die anderen sind nicht mehr.“

(Epikur, Von der Überwindung der Angst, Achendorffs Sammlung Lateinischer und Griechischer Klassiker, herausgegeben, übersetzt, erläutert und eingeleitet von Gerhard Krüger, Aschendorff Verlag, 2. Auflage, Münster 2004, Seite 31)

Auf ein anderes „Ausweichmanöver“ weist Sigmund Freud hin: Wir wüssten zwar alle, dass wir sterben müssen, aber weil bisher nur die Anderen gestorben sind, halten sich die

Lebenden für unsterblich und führen sich in der Gestaltung ihrer Welt auch dementsprechend auf!
Angesichts des Todes flüchten sie sich in dessen Maskierung und glauben tatsächlich, ihn sich dadurch vom Leib zu halten, indem sie mit ihm Bruderschaft trinken. Etliche Wiener Heurigenlieder zeigen das. Sie besingen den Tod als Kumpel, als *„Freunderl“*, mit dem sie im Himmel fröhlich weitertrinken können ...

Das alles mag eine lokale *„Spezialität“* sein. In feinen oder gröberen Nuancen finden wir aber überall solche Maskierungsversuche. Ein russisches Sprichwort z.B. stellt die Frage:
„Was fürchtest du den Tod, Väterchen? Es hat noch keiner erlebt, dass er gestorben ist!“

Und Mark Twains Gedanken über den Tod scheitern schon an der Friedhofsmauer: Es gebe, so sinniert er, nichts Sinnloseres auf der Welt als eine Friedhofsmauer:
„Die, die draußen sind, wollen nicht hinein, die die drinnen sind, können nicht mehr heraus. Wozu also eine Mauer?“

Aber dieser schwarze Humor kennt noch eine Steigerung, die Geoffrey Gorer bereits Ende der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts die *„Pornographie des Todes“* genannt hat.
Nur solche Todesfälle haben noch eine Chance, öffentlich Aufsehen zu erregen, die eine Sensation darstellen und in die Langeweile der Nachrichtenlandschaft Abwechslung bringen.

Obwohl der Tod sich täglich in unserer Nähe ereignet, braucht er atemberaubende Umstände und spektakuläre Opfer, um uns noch zu erreichen. Reinhard Fendrich hat diese Komponente eindrucksvoll beschrieben. In seinem Lied *„Es lebe der Sport“* heißt es u.a.: *„Weltcupabfahrtsläufe mochn eahm a bißl müd, weil er ist abgebrüht, wenn ihn dabei irgendwos erregt, donn nur, wenn’s einen ordentlich zerlegt. Ein Sturz bei 120 km/h entlockt ihm ein erfreutes Hoppala und liegt ein Körper regungslos im Schnee schmeckt erst so richtig der Kaffee... In seinem Color TV sieht er alles ganz genau.“*

Was sagt ein Mensch mit solcher Einstellung einem Menschen, der um einen geliebten Menschen trauert? Mit pointiert-humorvollen Überlegungen wird es wohl nicht zu machen sein.

Darum ist es wohl naheliegend, meinen Vortrag anders zu beginnen. Vielleicht so:

BITTGEDANKE, DIR ZU FÜSSEN

Stirb früher als ich, um ein weniges
früher

Damit nicht du
den weg zum haus
allein zurückgehn mußt

Reiner Kunze, eines jeden einziges leben. Gedichte, S. Fischer Vewrlag, Frankfurt am Main 1986, Seite 64

In diesem Gedicht von Reiner Kunze wünscht der Liebende seiner Geliebten den Tod *„um ein weniges früher“*, damit der Liebsten der Schmerz auf dem *„weg zum haus“* erspart bleiben möge.

Die Rede vom Tod ist immer auch eine Rede von Beziehung. Der Tod zerreißt ein Band. Tod bedeutet Abschied und existentielle Bedrohung, weil beim Tod eines Menschen auch eine Beziehung sich so schmerzlich wandelt, dass der Überlebende selbst glaubt, sterben zu müssen. Und mit seinem Liebsten trägt er ja auch ein gutes Stück seiner selbst zu Grabe. Darum greift auch der Trost Epikurs nicht, weil man nicht einfach zwischen Tod und Leben unterscheiden kann.

Es gibt ein Wort von Bert Brecht, das ich mit gutem Gewissen die dichterische Variante des biblischen Liebesgebotes nenne: *„Der, der mich liebt, hat mir gesagt, dass er mich braucht. Darum gebe ich auf mich acht, sehe auf meinen Weg und fürchte bei jedem Regentropfen, dass er mich erschlagen könnte!“*

Friedrich Rückert sagt in einem Gedicht:
„Dass du mich liebst, macht mich mir wert!“
Das bedeutet dann aber angesichts des Todes eines so geliebten Menschen: Dein Tod stellt mich in Frage. Wer bin ich denn noch ohne dich?

Als Augustinus von Hippo unvermutet seinen besten Freund durch den Tod verliert, notiert er in sein Tagebuch:

“Vom Schmerz darüber ward es finster in meinem Herzen, und was ich ansah, war alles nur Tod. Die Heimat war mir Qual, wunders unselig das Vaterhaus, und alles, was ich gemeinsam mit ihm erlebt hatte, war ohne ihn verwandelt in grenzenloser Pein. Überall suchten ihn meine Augen, und er zeigte sich nicht. Und ich hasste alles, weil es ihn nicht barg und nichts von allem mir noch sagen konnte: ‘sieh, bald kommt er’, so wie es ehemals gewesen, wenn er eine Weile nicht zugegen war. Ich war mir selbst zur großen Frage geworden, und ich nahm meine Seele ins Verhör, warum sie traurig sei und mich so sehr verstöre, und sie wusste mir nichts zu sagen. Und wenn ich ihr sagte: ‘Hoffe auf Gott’, so gab sie billig kein Gehör: den wirklicher und besser war der Mensch, mit dem sie den liebsten verloren hatte, als der Truggott, auf den zu bauen sie geheißen war. Einzig das Weinen war mir süß, und es war an meines Freundes Statt gefolgt als die Wonne meines Herzens.”

Aurelius Augustinus, Confessiones. Bekenntnisse. Lateinisch und deutsch. (in der Übersetzung von J. Berhart), 3. Auflage 1966, Kösel Verlag, München 1966, Seite 151 - 153

Alexander Mitscherlich hat bereits vor einem halben Jahrhundert unserer Gesellschaft *„die Unfähigkeit zu trauern“* attestiert. Wir leiden an der Krankheit, nicht trauern zu können.

Traurigkeit, Verlustgefühle, Verlassenheitsängste, Hoffnungslosigkeit, Lächerlichkeit, Wut, Scham, Unerwünschtheit usw., solche und ähnliche Gefühle begleiten die Trauer nach dem Verlust eines geliebten Menschen. Diese Gefühle haben aber nicht nur mit dem verlorenen Menschen zu tun, sondern auch und vor allem mit unserer bisher gelaufenen persönlichen Geschichte.

Beim Verlust eines Menschen sind alle bisher erlittenen Verluste wieder lebendig, darum ist keine Trauer mit der Trauer eines anderen Menschen vergleichbar und jeder Trauerprozess ein singuläres Weltereignis.
Der Trauerprozess und die *„Trauer-arbeit“* müssen im Zusammenhang mit der Beziehung gesehen werden, von der ein Mensch sich lösen muss. Der Prozess des Miteinander-Verwachsens wird durch den Tod endgültig abgebrochen. Darum sagen Trauernde sehr anschaulich, sie fühlten sich entzweigerissen wie eine blutende Wunde, entwurzelt.
Das verändert das ganze Leben. Man versteht sich selbst und die Welt nicht mehr. Trauerarbeit ist Erinnerungsarbeit – sagt Verena Kast. Geschichten und Erinnerungen holen den Menschen wieder ins Leben und machen gleichzeitig bewusst, dass das Miteinander zu Ende ist. In den Geschichten ist die mitgesagte EMOTION das Wichtigste.

DER AUGENBLICK DER KONDOLENZ

Er geschieht in der Phase (1) des Nicht-wahrhaben-Wollens

Betroffene weigern sich zunächst zu glauben, dass der geliebte Mensch wirklich gestorben ist. Sie stehen unter Schock und versuchen, sich vor den Gefühlen des Verlustes zu retten, indem sie sich einreden, alles wäre nur ein böser Traum. Diese Periode kann Stunden oder Tage dauern.

Phase (2) der *„aufbrechenden chaotischen Emotionen“*

Der Übergang zu dieser zweiten Phase geschieht nicht selten beim Anblick der Leiche, weil man jetzt den Verlust nicht mehr verdrängen kann. Hier brechen auch sich widersprechende Gefühle auf wie Kummer, Angst, Zorn, Schuld, Sehnsucht, Liebe. Auch verhältnismäßig ruhige Zeiten gehören dazu, Stunden der Dankbarkeit oder gar Freude. Besonders häufig treten quälende Schuldgefühle auf, die durch das Suchen von Sündenböcken zunächst erfolgreich abgewehrt werden.

Es ist sehr wichtig, diese unangenehmen, verwirrenden Gefühle zuzulassen und in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit auszudrücken. Das Ideal der tapferen Selbstbeherrschung mag zwar für die Mitmenschen angenehm sein, führt aber leicht zu einem Stillstand des Trauerprozesses. Nur wenn man diese Emotionen wirklich zulässt, kommt man in Kontakt mit jenen Energien, die die Verarbeitung des Verlustes in der dritten Trauerphase ermöglichen. Wir kommen dabei aber auch in Kontakt mit dem emotionalen Kern unseres Selbst.

In dieser Phase ist es schwierig, die Trauernden zu begleiten. In der Regel werden Gefühle der Angst, des Kummers leichter ertragen; Gefühle der Wut, des Zorns aber werden eher abgewehrt. Auch fordert die Umwelt rasch, Trauernde sollten wieder *„vernünftig“* sein. Dabei sind sie meist schneller wieder gefasst, wenn sie ihre Gefühle offen zeigen durften, vielleicht dazu sogar ermuntert wurden. Gerade die Gefühle des Zorns

sind wichtig, damit Trauernde nicht in der Depression versinken. –

Der Volksmund rät, über Verstorbene nicht schlecht zu reden: *„Nihil de absentibus nisi bene“* – Es geht aber nicht darum, nichts Negatives zu sagen, sondern darum, das, was gesagt wird, *„gut“* zu sagen. - „bene dixisti“ - Dabei ist es wichtig, zwischen Verantwortung und Verklärung zu unterscheiden.

DREI ASPEKTE DER KONDOLENZ

I: DA SEIN - DER STILLE RAUM GEBEN, um damit zu sagen: ICH BIN DER „ICH BIN DA“ FÜR DICH –
(übrigens ist das die im AT schönste *„Selbstdefinition“* Jahwes)

Der Tod macht stumm. Darum wird man ihm am ehesten dadurch gerecht, dass man es aushalten kann, dass es in seiner Gegenwart zunächst NICHTS zu sagen gibt….

Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
Wenn das Zufällige und Ungefähre
verstummte und das nachbarliche Lachen,
wenn das Geräusch, das meine Sinne machen,
mich nicht so sehr verhinderte am Wachen - :

Dann könnte ich in einem tausendfachen
Gedanken bis an deinen Rand dich denken
und dich besitzen (nur ein Lächeln lang),
um dich an alles Leben zu verschenken
wie einen Dank.

Rainer Maria Rilke, Die Gedichte, Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 2006, Seite 203.

II: WORTE, DIE ZU HERZEN GEHEN – BEHERZTES REDEN UNTER DER DEVISE: WENIGER IST MEHR

Der Schweizer Schriftsteller und evangelische Theologe Kurt Marti (*1927) spricht in seinem wohl bekanntesten Buch *„Leichenreden“* eine Sprache, die so wohltuend abweicht von der unverbindlichen Äquidistanz und barocken Abgehobenheit immer noch gängig liturgischer Sprache:

„dem herrn unserem gott
hat es ganz und gar nicht gefallen
daß gustav e. lips
durch einen verkehrsunfall starb

erstens war er zu jung
zweitens seiner frau ein zärtlicher mann
drittens zwei kindern ein lustiger vater
viertens den freunden ein guter freund
fünftens erfüllt von vielen ideen

was soll jetzt ohne ihn werden?
was ist seine frau ohne ihn?
wer spielt mit den kindern?
wer ersetzt einen freund?
wer hat die neuen ideen?

dem herrn unserem gott
hat es ganz und gar nicht gefallen
dass einige von euch dachten
es habe ihm solches gefallen

im namen dessen der tote erweckte
im namen des toten der auferstand:
wir protestieren gegen den tod von gustav e.lips

Kurt Marti, Leichenreden, Nagel & KTimche AG, Zürich 2001, Seite 27

III: *DER TOD IST NICHT NUR DER ERNSTFALL DES LEBENS, ER IST AUCH DER ERNSTFALL DER RELIGION*

Angesichts des Todes gilt: Glaube lohnt sich nicht.
Er ist nutzlos und zwecklos, nur so ist er sinnvoll.
Glaube und Liebe unterliegen hier gemeinsamen Gesetzen: Glaube lässt sich nicht *„verzwecken“*, Liebe, Glück und Lebenssinn auch nicht. Die schlimmsten Irrtümer im Leben passieren dort, wo Sinn und Zweck miteinander verwechselt werden.

Das Buch Hiob im Alten Testament belegt das in seltener Klarheit und Nüchternheit:

Gott ist für Hiob kein Pädagoge, der das Leid schickt, um Menschen zu prüfen oder zu strafen. Das ist die Sichtweise aus einem verkrusteten Gottesbild, das Gott groß und den Menschen klein macht. Das ist nicht das Gottesbild des Hiob und auch nicht das des Jesus aus Nazareth, dem die Tränen kommen angesichts des Todes seines Freundes Lazarus und der selbst mit einem Prostestschrei stirbt:
„Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!?“

Das heißt: Als Glaubender hat man es schwieriger in der Welt bei der Zusammenschau von Leiden, Unrecht und angeblicher Gottesgegenwart. Atheisten haben es da leichter, sagt Ernst Bloch.

Aber die Kritik der Atheisten an Gott ist nichts im Vergleich mit der Kritik Hiobs an Gott, weil ein Atheist an Gott nicht festhält, während Hiob durch all seine Erfahrungen hindurch an Gott festhält und ihn nicht loslässt und das Leid nicht herunterspielt, nicht verklärt und auch nicht erklärt.

Es gibt nur einen Grund zu glauben, und das ist Gott, wie es nur einen Grund zur Liebe gibt, das ist die Liebe.

Hiob will nie von Gott los, er will nur wissen, was mit Gott los ist.

Elie Wiesel erzählt:
„Bei einem Nachbarn des Rabbi Mosche Löb waren mehrere Kinder nacheinander im zarten Alter gestorben.

Die Mutter vertraute eines Tages ihren Kummer der Frau des Zaddiks an: ‚Was für ein Gott ist denn der Gott Israels? Er ist grausam und nicht barmherzig. Er nimmt, was er gegeben hat.‘

‚Du darfst nicht so reden‘, sagte die Frau des Zaddik, so darfst du nicht reden. Die Wege des Himmels sind unergründlich. Man muss lernen, sein Schicksal anzunehmen.‘

In diesem Augenblick erschien Rabbi Mosche Löb auf der Türschwelle und sagte der unglücklichen Mutter: ‚Und ich sage dir, Frau, man muss es nicht annehmen! Man muss sich nicht unterwerfen. Ich rate dir, zu rufen, zu schreien, zu protestieren, Gerechtigkeit zu fordern, verstehst du mich, Frau? Man darf es nicht annehmen!‘“

Das war mein Leben, Gott, vergiss das nicht!
ich werde niemals wieder eines haben -
du kannst's verzögern, daß sie mich begraben
und daß mein Herz an diesem Kummer bricht;
doch seither bin und bleib ich eine Leiche.
Sag nicht, so viele hätten schon das gleiche
mit deiner Hilfe herrlich überstanden
und wären fromm und Heilige geworden.
Mein Leichnam tobt und will sich noch ermorden
und die dazu, die dich als Trost erfanden,
dort, wo du niemals wirklich wirksam bist.
An meinen Nerven zehrt ein Wolf und frißt -
bist das auch du? Und wühlt denn deine Hand
in meinem Häuflein glimmernden Verstands
so grob herum und hält mich überwach,
wenn alle schlafen? - Gott, sag das nicht nach,
sag keins der lauen Worte deiner Frommen!
Ich will ja nicht in ihren Himmel kommen!
Nur einmal noch - bevor sie mich begraben -
laß mich im Traum ein Fünklein Liebe haben.

(Christine Lavant, Die Bettlerschale. Gedichte, Otto Müller Verlag, Salzburg, 4. Auflage 1972, Seite 133
und jetzt neu: Christine Lavant. Zu Lebzeiten veröffentlichte Gedichte, Wallstein Verlag, Göttingen, 2. Auflage 2015, Seite 206)

Zu guter Letzt möchte ich Ihnen verraten, wie ich meinen Vortrag beginnen wollte, bis ich mich dann dazu entschlossen habe, ihn damit zu beenden:

Von vielen Menschen wurde ich dadurch beschenkt, dass sie mich an ihr Sterbebett gerufen haben.

Einmal war es Belinda, meine Ministrantin, die mich nach der Abendmesse ins Haus ihres sterbenden Opas begleitet. Mit in sein Zimmer gehen wollte sie nicht. Schlussendlich beten wir dann aber doch mit der ganzen Familie versammelt um den schon seit Tagen im Koma liegenden Großvater. Beim „Vater unser“ bewegt er plötzlich seine Lippen und betet mit. Und nach dem Beten haucht er für uns alle hörbar sein Leben aus. Die 8-jährige Belinda schaut mich an und sagt dann:
„Jetzt habe ich keine Angst mehr vor dem Sterben!“

„Arnold, mich holt gerade der Teufel!“, sagt mir mit letzter Kraft die aus dem Koma erwachte Gittli.
„Aber Gittli, das ist unmöglich! Du bist ein Himmelskind!“
Sie lächelt mich an. Schläft wieder ein. Ein paar Stunden später stirbt sie. – Diese letzte Begegnung mit ihr bleibt in meinem Herzen als ein unendlich sanfter Augenblick, den ich seither als stilles Glück mit mir trage.

Durch solche geschenkten Erfahrungen ahne ich, was mit Kondolenz gemeint sein könnte: Zur rechten Zeit am richtigen

Ort beim richtigen Menschen zu sein und dabei - vielleicht sogar – passende Worte zu finden!?
Denn wohl nirgends sonst passt der Schlusssatz in Schillers Gedicht „Resignation“ besser als hier:
„Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.“